

Ausscheller Nummern 62 - 65

Tagebuchblätter Die letzten Tage vor dem Einmarsch der Amerikaner in Oestrich März - April 1945 von Max Enderli¹

**aufbereitet
von
Jürgen Eisenbach**

Im Stadtarchiv Oestrich-Winkel befindet sich eine maschinenschriftliche Abhandlung des aus der Schweiz stammenden damals in leitender Position bei der Firma Koepp stehenden Max Enderli, die die Geschehnisse der letzten Tage vor und nach Einmarsch der Amerikaner in Oestrich (Ende März - Anfang April) subjektiv aber auch anschaulich schildert. Im Rahmen der nächsten 4 Ausgaben des Ausschellers sollen diese Tagebucheintragungen hier leicht gekürzt wiedergegeben werden. Die Orthographie des Originals wurde beibehalten

Karfreitag, 30. März 1945: Nun ist es soweit: Während ich hier im Zimmer am Fenster diese Blätter schreibe, rasseln auf der Strasse die schweren Transportwagen der Amerikaner, die Soldaten das Gewehr schussbereit im Arm, kleine schnelle Spähwagen mit aufgebautem Maschinengewehr und Rutenantenne vorbei und hin und wieder ein schwerer Panzer, eiserne Ungeheuer mit gesenktem Geschützrohr, deren Anblick allein Bangigkeit erregt und die das Haus im Vorbeigehen erzittern lassen. Gestern, am Gründonnerstagabend durchfuhren die ersten Panzerspitzen, von Geisenheim kommend, den Ort und lösten damit die Spannung und die Ungewissheit, die seit Tagen auf uns allen lastet.

Mitte März überschritt der Amerikaner die Mosel und kurz darauf berichteten zurückgehende deutsche Soldaten, dass die Panzerspitzen bereits in Simmern im Hunsrück erschienen seien und dass es ihnen mit knapper Not eben noch

¹ Dr. Ing. Max Alfred Enderli wurde am 11. November 1889 in Zürich geboren. Er siedelte am 16. August 1917 von Karlsruhe nach Oestrich, um als Direktor - Teilhaber bei der Firma Rudolph Koepp & Co. AG., chemische Fabrik, Anstellung zu finden. Mit seiner Ehefrau Helene geb. Hurter, geboren am 8. August 1889 in Lahr, hat er zwei Söhne, Hans, geboren am 19. Februar 1920 in Wiesbaden und Max, geboren am 9. Mai 1921 ebenfalls in Wiesbaden

gelingen sei, mitten in der Nacht denselben zu entwischen. Am 17. März hörten wir zum ersten Male sich nähernden scharfen Kanonendonner und das Gerücht lief um, dass die Amerikaner auch bereits auf der Autobahn Köln-Frankfurt, vom Brückenkopf Remagen herkommend, Limburg erreicht haben, sodass sich bereits die Einschliessung des Rheingaaues abzuzeichnen schien. Gleichzeitig sickerte durch, dass der Rheingau unter allen Umständen verteidigt werden sollte und der Volkssturm in Rüdesheim war schon aufgeboten und zu Schanzarbeiten am Rüdeshheimer Berg gegenüber Bingen eingesetzt. Die in Oestrich seit längerer Zeit schon einquartierten Eisenbahn- und Wasserpioniere wurden sichtlich durch andere Truppen, insbesondere Heeresflak verstärkt und auf den Rheingauhöhen, besonders hinter Johannisberg Flakgeschütze verschiedenen Kalibers eingebaut unter Erstellung von Feldebefestigungen. In kleinen Trupps erschienen die einzelnen Batterien, beinahe unmerklich und nur daran erkennbar, dass des öfteren verstaubte Offiziere auf Motorrädern am Fabriktor erschienen und nach Spann- und Zugmaschinen fragten, offenbar um die Geschütze durch die zerfahrenen und nassen Waldwege zur Höhe bringen zu können. Schon da zeigte sich also, dass die Wehrmacht nicht über genügend eigene Transportmittel verfügte, sondern auf Hilfe angewiesen war, in schreiendem Gegensatz zu dem Bild, das die Amerikaner bei ihrem späteren Einmarsch boten mit ihrem grandiosen Aufwand an Transportmitteln. Ausser auf den Höhen um Johannisberg wurden um dieselbe Zeit auch Flachbahngeschütze an der Fähranlegestelle in Mittelheim aufgebaut, offenbar um den Rheinübergang dort zu schützen. In Oestrich stieg die Spannung und die Aufregung von Tag zu Tag. Die amerikanischen Jagdbomber überflogen das Gebiet in nie erlebtem Ausmasse zu hunderten von Beginn der Dämmerung am Morgen bis zur einbrechenden Dunkelheit am Abend. Es herrschte den ganzen Tag ununterbrochener Alarmzustand und besonders ängstliche Gemüter getrauten sich kaum noch, den Keller zu verlassen. Der Burggartenkeller war den ganzen Tag über voll von Frauen und Kinder, die sich im Keller auch bereits eine Kochgelegenheit eingerichtet hatten, um denselben auch zum Essen nicht mehr verlassen zu müssen. Es herrschte dort zeitweise eine unglaubliche Luft, weil die Kinder selbst zur Notdurft den Keller nicht zu verlassen wagten. Der Krieg war in unmittelbare Nähe gerückt und jeder legte sich die bange Frage vor, was die nächsten Tage bringen werden und wie er sich am besten darauf vorbereiten könne. Notgemeinschaften taten sich in letzter Stunde zusammen und gruben Bunker unter ihren Kellern, indem sie die Sickerschächte ihrer Weinkeller noch 1-2 m tiefer trieben und von dort aus horizontal mit Holz abgespriesste Gänge unter den Fundamenten der Keller aushoben. Pläne entstanden und wurden wieder verworfen, da jedes Material zu deren Durchführung fehlte und die noch zur Verfügung stehende Zeitspanne zu kurz schien. Auf irgendwelche Unterstützung der Bevölkerung durch die Behörden oder Wehrmacht war nicht zu rechnen, jeder war auf sich selbst angewiesen. Die drohende Gefahr lag nicht in den

erwartenden Erdkämpfen und Artilleriebeschuss, es musste aber damit gerechnet werden, dass der mit Truppen belegte und verteidigte Ort auch aus der Luft durch Bomben angegriffen würde, deren Geschosse selbst die gut gebauten Weinkeller des Rheingaus durchschlagen würden. Um allen diesen Möglichkeiten und den damit verbundenen Gefahren Rechnung zu tragen, hatte ich meinerseits bereits im ersten Drittel des März den Plan gefasst, einen kleinen Teil der zur Unterkunft der ausländischen Arbeiter in der Fabrik aufgestellten Baracken abzureissen und im Walde neu aufzustellen, um eine Zuflucht zu haben, falls die Ereignisse zum Verlassen des Hauses zwingen würden. Zunächst dachte ich nur an die Erstellung eines ganz kleinen Unterschlupfes, den ich zusammen mit unserem Werkmeister Haas errichten und gegebenenfalls beziehen wollte. Als aber mein Plan, trotz allem Stillschweigen doch schnell bekannt wurde, bat mich zunächst als erster Herr Wachendorff, auch für ihn und seine Familie, vor allem auch für die noch kleinen Kinder zu sorgen und schliesslich meldete sich auch noch dieser und jener, besonders wo Kinder vorhanden waren. Und da letzten Endes auch die Gegenwart einige handfester Arbeiter unter den unsicheren Kriegsverhältnissen im Walde wünschenswert war, weitete sich das ursprüngliche Projekt trotz der drängenden Zeit zusehends aus. Ich entschloss mich deshalb, eine grössere Baracke von rd. 7 auf 8 m aufzustellen, die 16-18 Personen Unterkunft gewähren konnte. Nach sofort vorgenommener Besichtigung wurde als Platz zur Aufstellung der Hütte das Tal hinter Kloster Eberbach, kurz vor der Kisselmühle vorgesehen, dort wo früher die Waldschule stand, ein Ort, der nicht allzu weit vom Rheingau, vor Artilleriebeschuss sicher schien und für den auch die Transportverhältnisse, d.h. die Anmarschwege günstig waren. Durch Kuriere wurde auf beschleunigtem Wege die Baubewilligung der Gemeinde Hattenheim, in deren Gemarkung der Bauplatz liegt, von der Oberförsterei Eltville und vom Landratsamt Rüdesheim eingeholt, denn selbst im Augenblick drohender Gefahr liess sich der Amtsschimmel nur schwer aus der Ruhe bringen und wollte gefragt sein. Ohne aber die Bewilligung abzuwarten, begannen wir sofort mit dem Niederlegen des in Aussicht genommenen Barackenteils des Ausländerlagers in der Fabrik und der Wiederaufbau derselben im Walde wurde mit aller Eile vorangetrieben. Kein Mensch glaubte dabei daran, dass es uns noch gelingen würde, die Hütte rechtzeitig fertig zu erstellen. Ein besonders schwieriges Problem war der Transport der Baubestandteile in den Wald, denn alles, angefangen von den Steinen, dem Sand und dem Zement für das Fundament musste von Oestrich in den Wald transportiert werden, zum Teil über ausgefahrene, vollständig durchweichte Holzabfuhrwege. Von der Fabrik aus stand uns zum Transport nur noch das leichte Kutschenpferd Emma zur Verfügung, da unsere schweren zwei Zugpferde kurz vorher nacheinander eingegangen waren, wahrscheinlich teilweise infolge der nicht ausreichenden Kriegsernährung. Ausserdem war unser kleiner Lastwagen defekt und Ersatzteile nicht zu beschaffen, sodass auch dieser ausfiel. Wir waren also fast vollständig auf fremde Transportmittel angewiesen und nur dadurch, dass ich im Laufe der Zeit

mit den Offizieren der in Oestrich einquartierten Truppenteile bekannt geworden war und denselben mit Geräten der Fabrik auch des öfteren ausgeholfen hatte, gelang es unter immer wieder auftretenden Schwierigkeiten und Verzögerungen, Lastwagen und Schlepper von der Wehrmacht zu bekommen, die uns beim Transport halfen. Eine besondere Unterstützung vor allem auf den ausgefahrenen Waldwegen fanden wir in den tadellosen Ochsespannen unserer Betriebsmeister Ott und Kreis und durch Zusammenfassung aller dieser Kräfte gelang es, mit dem Aufbau der Hütte am Montag, den 19. März im Walde zu beginnen. Die Zeit drängte inzwischen immer mehr: bei Kreuznach und bei Büdesheim waren um die Naheübergänge bereits schwere Kämpfe im Gange, die Nahebrücke bei Bingen wurde am Abend des 18. März gesprengt und am 19. März in den frühen Morgenstunden die Hindenburgbrücke über den Rhein bei Geisenheim durch die Wehrmacht zerstört. Die damit verbundene Explosion erschütterte bis nach Oestrich gewaltig die Luft.

Eile tat also Not und jeden Tag zog ich mit einem Grüppchen treuer Arbeiter in den Wald hinaus zur Kisselmühle, zu Fuss, mit dem Rad oder mit der Fuhre, um mich selbst um den Aufbau der Hütte zu kümmern und denselben zu beschleunigen, während Meister Haas derweil den Abtransport und die richtige Verladung der Einzelteile in Oestrich übernommen hatte. Dass das ganze Unternehmen in Oestrich einiges Aufsehen hervorrief war vorauszusehen und es fehlte natürlich nicht an allerhand Äusserungen, wobei der Bürgermeister K. auch nicht fehlte, es dann aber später, als es brenzlich wurde, vorzog, spurlos aus Oestrich zu verschwinden. Es war natürlich auch kein angenehmes Gefühl in der drohenden Gefahr nicht für alle unsere Arbeiter und deren Familien sorgen zu können, trotzdem liess ich mich aber nicht abhalten, meine Pläne mit aller Energie weiter zu treiben, in der Erkenntnis, dass durch Zögern niemanden geholfen sei.

Unterdessen rollten die Ereignisse weiter. Drüben überm Rhein wurde Ingelheim von den Amerikanern unter Artilleriebeschuss genommen, auf dem täglichen Wege zum Wald konnte ich auf der Höhe der Strasse zwischen Schloss Reichardtshausen und dem Bahnhof Hattenheim die Einschläge der Granaten und die entstehenden Brände in Ingelheim sehen, auch Heidesheim brannte. Die Amerikaner waren inzwischen in Nieder-Olm eingerückt und standen damit dicht vor Mainz. Am Tage darauf wurde die Kaiserbrücke in Mainz und die Rheinbrücken von der Wehrmacht gesprengt. In der Nacht zum 20. März wurden die Rheinkähne und Schlepper gesprengt, die bereits vor einigen Tagen vom linken auf das rechte Rheinufer hinüberverlegt worden waren und in dichter Reihe an der Rheinböschung von Oestrich bis Erbach lagen. Am Dienstag, den 20. März war das Oestrich gegenüberliegende Rheinufer von den Amerikanern besetzt worden und gegen Abend zischten die ersten Granaten und schlugen in Oestrich ein, vorwiegend in der Gegend zwischen Bahnhof und Bäcker Nikolei. Die Strasse nach Mittelheim lag von dieser Stunde an unter stetem Maschinengewehrbeschuss und war unpassierbar. Einen Tag später lag auch die Strasse, beginnend an unserm Haus nach

Hattenheim unter Feuer, besonders auch die Abzweigung an der Umgehungsstrasse beim Hause Maier. Die gesamte Bevölkerung flüchtete in die Keller, wo sie sich zum Aufenthalt einrichtete.

Ich habe im Verlauf der Tage viele solcher Keller besichtigt: In den dumpfen Löchern, die als Weinkeller bei ihrer feuchten Atmosphäre ausgezeichnet sind, zum menschlichen Aufenthalt aber nur schlecht geeignet, lagen die Leute in provisorischen Ruhelagern Kopf an Kopf und Fuss an Fuss, in einem Fall sogar zusammen mit Verwundeten, stöhnenden Soldaten, bei schlechter Kerzenbeleuchtung und stickiger Atmosphäre.

Beruhigend in dieser Lage hatte auf die Bevölkerung gewirkt, dass die schwere 60 t Fähre über den Rhein zwischen Freienweinheim und Oestrich am Abend bevor die Amerikaner am jenseitigen Rheinufer erschienen, durch die Pioniere gesprengt worden war. Sie hatten dieselbe in monatelanger Arbeit gebaut, mit Anlegestellen in Freienweinheim und an der Mauer oberhalb des alten Krans in Oestrich. Offenbar sollte sie dazu dienen, im Falle des Rückzuges von der Saar und vom linken Rheinufer die deutschen Truppen mitsamt ihrem Material über den Rhein zu setzen unter Benutzung der Anmarschstrasse Ingelheim - Freienweinheim. Als Abmarschweg von der Oestricher Anlegestelle aus war die Gartenstrasse und die „Schwarze Gasse“ längs der Fabrikmauer ausgebaut worden. Ein Truppentransport bei Oestrich über den Rhein mit den notwendig dabei verbundenen Truppenansammlungen hätte aber die Gefahr von Fliegerangriffen auf den Ort hervorgerufen. Dazu kam es nicht: die Amerikaner hatten die Saarfront im Rücken gefasst und dadurch die Rückzugsmöglichkeit an den Mittelrhein abgeschnitten. Die in monatelanger Arbeit von den Pionieren errichtete Rheinfähre war nur an einem einzigen Tage für nur wenige Stunden in Betrieb und am selben Abend wurde die Bevölkerung von Oestrich aufgefordert, um 9 Uhr abends die Fenster und Türen der Häuser zu öffnen: um diese Zeit erfolgte eine mächtige Explosion, die Fähre flog in die Luft und damit war die befürchtete Gefahr eines Truppentransportes über den Rhein bei Oestrich beseitigt². Die bei den Oestrichern daraufhin feststellbare Erleichterung zeigte aber wieder einmal mehr, dass in der Stunde drohender Gefahr die meisten zunächst nur einmal an sich selber denken; nirgends hörte man eine Stimme des Bedauerns, dass damit den eigenen Truppen eine weitere Möglichkeit der Rückzuges genommen sei, wie denn immer schon die Anwesenheit deutscher Truppen in diesen Tagen in Oestrich und die damit verbundenen Gefahren einer Bombardierung mit gemischten Gefühlen aufgenommen worden war. Diese Einstellung zeigte sich besonders krass in den letzten entscheidenden Stunden vor dem Eintreffen der Amerikaner in Oestrich, in denen es teilweise zu einer ausgesprochenen Spannung zwischen den deutschen Truppen und der Zivilbevölkerung kam, die den Abzug der Truppen gern gesehen hätte und diesen Wunsch auch in offenen Äusserungen deutlich zum Ausdruck brachte:

² Die Trümmerteile der gesprengten Betonfähre wurden erst 1952 auf Genehmigung des Wasser- und Schifffahrtamtes Mainz durch die Gemeinde Winkel beseitigt unter der Maßgabe, daß alle anfallenden Eisenschrott- und Betonstücke restlos aus dem Flussbett entfernt und abgefahren werden mussten

Zeichen und Zeugen einer Zersetzung und eines Zusammenbruchs der seelischen Widerstandskräfte, die natürlich bei den Soldaten bittere Gefühle hervorrufen mussten.

Kurz vor dem ersten Beschuss durch die amerikanischen Panzer vom jenseitigen Rheinufer aus hatten auch wir den grössten Teil der noch in der Wohnung befindlichen Gegenstände in den Keller gebracht und wie die übrigen Ortseinwohner richteten wir uns bei Beginn des Beschusses zusammen mit den übrigen Hausbewohnern im Keller eine behelfsmässige Unterkunft ein. Seit einigen Tagen schon war der elektrische Strom unterbrochen, wahrscheinlich durch Zerstörung der Schaltwerke in Mainz und Wiesbaden von den Deutschen beim Rückzug, sodass der ganze Umzug in den Keller im Dunkeln oder höchstens mit spärlichem Licht eines noch vorhandenen Kerzenstummels vor sich gehen musste. Dass auch die Gaszufuhr seit längerer Zeit ausgesetzt hatte, damit hatten wir uns bereits abgefunden, schwerer zu ertragen war es aber, dass auch die Wasserversorgung wegen dem fehlenden Strom und dem damit verbundenen Ausfall der Pumpstation, immer mangelhafter wurde. Von der Aussenwelt waren wir bereits vollkommen abgeschnitten. Am Dienstag, den 20. März in der Frühe verliess der letzte Zug die Station Oestrich-Winkel mit Richtung Wiesbaden, das Bahnpersonal reiste ab und der Bahnhof wurde geschlossen, nachdem bereits ein paar Tage zuvor die Bahnhöfe Rüdesheim und Geisenheim ausser Betrieb gesetzt worden waren und der Rheingauverkehr nur noch bis Oestrich sich vollzog. Jeder Eisenbahnverkehr hatte damit aufgehört. Gleichzeitig waren die gesamten öffentlichen Telefonanlagen ausser Betrieb gesetzt und auch der Postverkehr wurde eingestellt. Die Rundfunkgeräte konnten wegen dem ausgefallenen Strom nicht mehr abgehört werden, sodass von dieser Zeit ab jede Nachricht von aussen fehlte und nur durch Gerüchte wurde verbreitet, dass die Amerikaner bereits das Ruhrgebiet durchstossen und in Paderborn stehen würden, während eine andere Armee über Würzburg-Nürnberg in Richtung München marschiere. Das Drama des deutschen Zusammenbruchs schien sich also rasch und unaufhaltsam zu vollziehen, ohne dass die Möglichkeit gegeben war, dasselbe als Ohrenzeuge am Rundfunk mizu erleben: wir sind von der Welt abgeschnitten und werden eines Tages vor die Tatsache des grausigen Ende des Krieges gestellt werden ohne zu wissen, wie es im einzelnen dazu gekommen ist. Schon jetzt, während ich diese Blätter schreibe, nehmen wir an dem Geschehen nicht mehr unmittelbaren Anteil: die täglichen Fliegeralarme und das schaurig-schöne Schauspiel von tausend und mehr in der Sonne silberglänzenden schweren amerikanischen Bombern, die bisher jeden Tag Zerstörung und Tod bringend, über uns wegzogen, gehört bereits der Vergangenheit an. Die den Bombern wie Herolde vorausziehenden und sie zum Schutze umschwärmenden Jäger beschriften nicht mehr die Bläue des Himmels mit weissen Streifen und deren Wasserdünste verdunkeln nicht mehr wie Wolken die Sonne und den Sternenhimmel bei Nacht. Der klagende Ton der Sirene, aufschwellend und abschwelend, ist verstummt: wir flüchten nicht mehr am Tag und Nacht in die Keller und die kleinen runden Bunker im

Fabrikhof stehen weit offen und leer. Wir hören nicht mehr die Detonationen der einschlagenden Bomben und sehen nachts nicht mehr die Brandröte der in Flammen aufgehenden Städte am Himmel und die Jagdbomber stürzen nicht mehr mit heulendem Motor auf uns aus den Wolken mit Bomben und Bordwaffenbeschuss. Statt dessen ziehen langsam in niedriger Höhe über uns die schweren Transportflugzeuge der Amerikaner zu Dutzenden und kreisen über dem Rhein, um drüben auf dem Wackernheimer Flugplatz zu landen mit neuem Material, neuen Truppen und Verpflegung: ein imponierendes Schauspiel der gewaltigen Macht, gegen die das deutsche Volk mit seinen immer spärlicher werdenden Mitteln vergeblich kämpft, bereit, den ungleichen Kampf aufzugeben, von den Machthabern bedroht und grausam gezwungen, weiter zu kämpfen.

Wozu und Warum?

Drei Tage schliefen wir im Keller, zwischen unserm Hausrat eingepfercht auf engem Raum, ohne Licht, in der dumpfen feuchten Atmosphäre. In regelmässigen Abständen hörten wir die Granaten über uns wegpfeifen und dann die darauffolgenden Einschläge: die inzwischen unmittelbar hinter dem Ort auf halber Höhe und am Dosberg und in den übrigen Weinbergen eingerichteten Stellungen lagen unter Beschuss und das Feuer wurde von den deutschen Batterien erwidert. Hin und wieder schlug es auch im Ort selbst ein: an der Gartenstrasse, am Marktplatz, bei Weglers, in der Fabrik, bei Franz Herke, im Hess'schen Haus gegenüber Bendiecks, bei Storch und gelegentlich kam es auch zu Bränden, die aber schnell gelöscht werden konnten. Auch die Stellung, die unmittelbar am Rhein am Leinpfad und auf dem Sportplatz inzwischen entstanden war, wurde hie und da beschossen. In unserem Keller hatten wir aber das Gefühl der Sicherheit gegen Artilleriebeschuss, sodass uns die pfeifenden Granaten nicht sonderlich störten. Unangenehm war die Kellerluft an sich und das drückende Gewölbe über uns und die immer wieder in die schmalen Bette von der Seite aus einschleichende Kälte, der wir uns nur schwer erwehren konnten. Am Freitag, den 23. März früh um 6 setzte ein heftiges ununterbrochenes Trommelfeuer von Geschützen und Maschinengewehren von beiden Seiten ein, das über uns hinwegfegte und vielleicht eine Stunde dauerte. Als wir nach Beendigung des Beschusses den Keller verliessen, war der Rheingau dicht vernebelt und der säuerliche Geruch und Geschmack des künstlichen Nebels kratzte im Halse und brannte auf den Lippen. Später hörten wir, dass die Amerikaner unter dem Schutz des künstlichen Nebels versucht hätten, über den Rhein zu setzen, was ihnen aber misslungen ist. Offenbar handelte es sich dabei mehr um ein Stosstruppenunternehmen.

Unterdessen trieb ich die Fertigstellung der Hütte im Walde mit allen Kräften an und mit einiger Mühe gelang es mir, die Leute immer wieder zum Weiterarbeiten zu bewegen und den Marsch in den Wald zu unternehmen, trotzdem die Anmarschwege nach Hattenheim und Eberbach zeitweise immer wieder unter Beschuss lagen. Ich selber ging jeden Tag zur Baustelle unter möglichster Vermeidung der Landstrasse: zum hinteren Gartentor hinaus, die

Landflecht entlang, die durch die Bäume vor direkter Einsicht geschützt war, dann bis zur Unterführung beim Schloss Reichardtshausen und dort auf die Strasse unter dem Schutz der Schlossmauer nach Hattenheim und dann über den Bahnübergang das Tälchen am Bach entlang, das in der Tiefe liegt und schwer einzusehen ist, bis gegen den Neuhof hinauf und schliesslich über Kloster Eberbach nach der Kisselmühle: jedes Mal ein Weg von gut 1 ½ Stunden. Am 23. März abends war die Hütte zum Bezug bereit. Die Meister Ott und Wörsdorfer hatten es gewagt, noch am selben Tag mit dem Ochsespann über die Landstrasse fahrend, eine Fuhre mit den notwendigsten Inneneinrichtungen zur Hütte zu fahren: 15 hölzerne Notbettstellen, Tische und Bänke und am Samstag den 24. März beluden Mutti, Liesel und ich den zweirädrigen Erdbeerkarren von Depper mit Matratzen und Decken, bepackten uns mit Rucksäcken mit den notwendigsten Lebensmitteln für einige Tage und mit dieser Fuhre zogen wir wie die Zigeuner über die Landstrasse nach Hattenheim und Eberbach nach der Hütte im Walde, ohne dass nur ein Schuss gefallen wäre: wir hatten auf Grund bisher gemachter Erfahrungen richtig damit gerechnet, dass zur Zeit unseres Auszuges gegen ½ 5 Uhr mittags nicht geschossen würde. Nach inzwischen gemachten Beobachtungen haben die Amerikaner um diese Zeit wichtigeres zu tun, sie trinken Tee und lassen sich dabei nicht stören!

In der Hütte waren bereits Wachendorffs mit 7 Personen eingezogen, ebenso Sutters mit 3 Personen, Dr. Sutter, seine Frau und Wolfgang. Seine übrigen zwei Buben, Dieter und den dreijährigen Arne hatte Sutter ein paar Tage vorher unter Benutzung eines Lastwagens der Wehrmacht, der zufällig in jene Gegend fuhr, in die Nähe von Würzburg zu seiner Schwägerin auf dem Lande gebracht, da er die dortige Gegend für sicherer hielt und gleichzeitig auch für alle eintretenden Fälle mit dem Rest der Familie beweglicher wurde.

Unmittelbar vor dem Bezug der Hütte traf Sutter von Würzburg mit dem Rad kommend wieder im Rheingau ein: er hatte in einer einzigen Nacht den Weg von Würzburg über den Spessart nach Hause mit dem Rad zurückgelegt, nicht weniger als 160 km! Nur unter Anspannung der letzten Kräfte war ihm dies gelungen, er durfte aber nicht zögern, da er nicht wusste ob inzwischen die Amerikaner ihm den Heimweg verlegen würden. Wir waren froh, nun in der Hütte statt im dumpfen Keller schlafen zu können, wenn schon die Nacht unruhig war. Ständig piffen mit scharfen Zwischen die Granaten über uns weg und die Einschläge liessen jedes Mal die Hütte erzittern. Hausen und Mapperhof wurden von den Amerikanern unter Feuer gehalten; offenbar hatten sich dort deutsche Truppen gesammelt.

Am frühen Morgen ging ich wieder nach Oestrich herunter, da ich die Fabrik nicht einfach im Stich lassen konnte. Im Ort war unterdessen die Unruhe ständig gestiegen. Kein Mensch ging mehr seiner Arbeit nach, in Gruppen standen die Leute auf der Strasse und diskutierten die Ereignisse und ein wildes Gerücht löste das andere ab. Die Fabrik stand seit Wochen still, da jede Kohlezufuhr wegen der Kämpfe am unteren Rhein in der Kölner Gegend aufgehört hatte, die Hohenzollernbrücke war eingestürzt und die Trümmer sperrten die Fahrerinne.

Zeitweise noch erfolgte Lieferungen oberschlesischer Kohlen setzten aus, da der Bahnverkehr mehr und mehr sich desorganisierte. Selbst Fertigfabrikate konnten aus diesem Grund schon lange nicht mehr verfrachtet werden. Die Mehrzahl der Arbeiter war seit Wochen zu Wiederinstandsetzungsarbeiten bei der Reichsbahn in Rüdesheim eingesetzt, wo der Bahnkörper immer wieder durch Bombenwurf zerstört wurde, ein Teil Arbeiter war mit Aufräumungsarbeiten der Trümmer des Bombenwurfes am 2. Februar in Oestrich beschäftigt, und nur ein kleiner Teil der Handwerker führte in der Fabrik noch einige Reparaturarbeiten aus, wobei allerdings von einem Arbeiten kaum noch die Rede sein konnte, da dieselbe andauernd durch die Fliegeralarme unterbrochen werden musste. Ich schickte nun die wenigen in der Fabrik noch beschäftigten Arbeiter, bis auf eine Fabrikwache, nach Hause und schloss die Fabrik. Damit die Leute für die allernächste Zeit etwas Geld in der Tasche hatten, liess ich jedem Fabrikangehörigen eine rd. Summe zwischen 150, -- und 250, --Rm. ausbezahlen, es entsprach einer dringenden Pflicht, die Werksangehörigen in diesem kritischen Augenblick nicht im Stiche zu lassen, schon um Unruhe zu vermeiden.

In der Nacht vom 18. auf den 19. März war in Oestrich der Volkssturm aufgeboten und nach St. Goarshausen verladen worden, im ganzen rd. 200 Mann unter Führung von Eckhardt. Der grösste Teil der Volkssturmmänner wurde am selben Tage wieder nach Hause entlassen bis auf 45 Mann gedienter Leute, die in St. Goarshausen zurückgehalten und notdürftig mit Gewehren und Armbinden ausgerüstet wurden. Zwei Tage später erschienen auch von diesen 45 Volkssturmmännern die meisten wieder in Oestrich, einzeln oder in kleinen Trüppchen, vollständig desorganisiert und ohne jede Führung.

Nach ihren Aussagen sind sie von St. Goarshausen nach St. Goar übergesetzt worden, kamen dort in das Feuer der Amerikaner, worauf alle auseinander und heim zur Mutter liefen! Kein Mensch hatte sich um sie gekümmert, keine Verpflegung, kein Unterkommen und keine Instruktionen! Nur einige wenige dieser eingesetzten Leute sind noch nicht zurück und werden vermisst: darunter unser Veith vom kaufm. Büro und der junge von Stosch. Die alte Frau von Stosch sitzt nun einsam und verlassen allein in ihrem grossen Hause: auch Töchter und Schwiegertöchter sind im letzten noch möglichen Augenblick nach Mitteldeutschland mit den Kindern geflüchtet.

Inzwischen waren die in Oestrich einquartierten Eisenbahnpioniere mit ihren schweren Geräten aus Oestrich zurückgezogen worden, die Wasserpioniere unter dem Befehl des Ritterkreuzträgers Leutnant Hartmann blieben zurück und gleichzeitig rückte eine Abteilung Fallschirmjäger und Flaksoldaten unter der Führung eines sehr energischen Leutnants ein. Es hiess, dass Oestrich und der Rheingau mit allen Mitteln verteidigt werden sollen. Der Volkssturm wurde erneut aufgeboten und an sämtlichen Ortseingängen und Ausgängen aus gefällten Baumstämmen Barrikaden als Panzersperren errichtet unter Ausnützung der schmalen Strassendurchgänge: so zwischen Schuld und Wirtschaft Kühn, dann in der Marktgasse zwischen Bäcker und Bickelmaier,

Borngasse und viele andere mehr. Gleichzeitig wurden am Rheinufer und in der Fabrik Stellungen und Gräben ausgehoben und das Rheinufer vermint. Bei dieser Arbeit kam es bereits zu ernstlichen Reibereien zwischen der Mehrheit der Bevölkerung, die entschlossen war, den einrückenden Amerikanern keinen Widerstand zu leisten und damit den Ort vor einer Zerstörung zu bewahren und einer kleinen Gruppe von Fanatikern, darunter auch die Partei und ein Teil der Hitlerjugend, die von Verteidigung um jeden Preis sprachen. Die Hitlerjugend, alles 14 bis 16jährige Buben waren sogar mit Revolvern ausgerüstet worden. Die Einstellung der Wehrmacht war undurchsichtig, wohl schienen die Offiziere, besonders der Kommandant der Fallschirmjäger und auch Leutnant Hartmann, entschlossen zu sein, den Ort zu verteidigen, man hatte aber den Eindruck, dass sie die Soldaten nicht mehr ganz in der Hand hatten und dieselben auf Seite der Mehrheit der Bevölkerung standen, bereit, den Kampf zu sabotieren! Eine Reihe von Soldaten hatte sich auch von der Bevölkerung Zivilkleidung geben lassen, in der Absicht, in einem günstigen Augenblick ihre Uniformen gegen Zivilkleidung auszutauschen und so zu verschwinden. Kennzeichnend für die damit erneut erwiesene Zersetzung der Wehrmacht ist die Tatsache, dass sich unter diesen Wehrmachtsangehörigen eine Reihe von Unteroffizieren befanden, denen im übrigen für ihre Absichten auch mehr Möglichkeiten offen standen als dem einfachen Soldaten, da sie meist in Privatquartieren untergebracht und deshalb mit der Bevölkerung besonders enge Fühlung hatten. Zu den mit allen Mitteln für die Verteidigung Oestrichs sich einsetzenden Männern gehörte auch besonders der Volkssturmführer Eckart, der inzwischen zum Bataillonsführer im Volkssturm aufgerückt und sich durch seine scharfe und nicht immer geschickt vertretene Einstellung den Hass der Oestricher zugezogen hatte, sodass es mehrmals zu einer drohenden Haltung ihm gegenüber kam. Schlauer und vorsichtiger war der Bürgermeister K, der es verstand, sein Mäntelchen jeweils nach dem herrschenden Wind zu richten und der alles tat, um es in diesem kritischen Augenblick nicht noch ganz mit der Einwohnerschaft zu verderben, ohne es aber gleichzeitig zu offenem Gegensatz zu der schärferen Richtung kommen zu lassen. Inzwischen taten die Oestricher Volkssturmmänner alles, um den Bau der Panzersperren zu sabotieren: wohl machten sie sich befehlsgemäss an die Arbeit, sie hatten es dabei aber gar nicht sonderlich eilig und Gründe fanden sich immer wieder, einmal für diesen, das andere mal für jenen, zeitweise oder auch ganz zu verschwinden, die Findigkeit des Rheingauers in solchen Dingen bewährte sich wieder einmal glänzend! Im Stillen aber waren die Wagemutigsten unter ihnen entschlossen, die Panzersperren beim Erscheinen der Amerikaner wieder rechtzeitig zu öffnen und die weisse Fahne zu hissen.

Eine kleine Sensation für die Oestricher war in diesen Tagen die Abreise der Frau des Bürgermeisters mit ihren Kindern, sie zog mit nicht als dem Kinderwagen über die Landstrasse Richtung Hattenheim und der Bürgermeister K. verkündete auf dem Marktplatze vor versammeltem Volk theatralisch, dass er seine Frau ins ungewisse mit dem vorläufigen Ziel Kiedrich geschickt hätte, sie

hätte nur das unumgänglich Nötigste auf den Weg mitgenommen, da es seine Frau nicht besser haben sollte als andere Volksgenossen. Zugleich sei er durch den Wegzug seiner Familie freier in seinen Entschlüssen zur Verteidigung der Gemeinde geworden, eine Mitteilung, die durch Johlen quittiert wurde. Die ganze Abreise der Frau K. erinnerte an die Vertreibung der Juden aus Oestrich am 10. November 1938 bei der K. ja eine besonders unrühmliche Rolle gespielt hat.

In Wirklichkeit war die Sache mit der Flucht ins Ungewisse aber wesentlich anders und der ganze Rummel gut vorbereitet: in Kiedrich standen mit dem Roten Kreuz bezeichnete Kraftwagen der SS bereit, die Frau K. und andere Parteiangehörige aufnahmen und wohlbehütet wegfuhr! Von dieser ganzen geplanten Aktion hatte ich bereits vorher in Eberbach erfahren, wo man der gleichzeitigen Abreise des Dr. Schmidt, SS-Arzt auf dem Eichberg, der Irrenanstalt mit Spannung und Hohn entgegensah: mit ihm verschwand einer jener Gestalten des dritten Reiches, die so manches psychologische Rätsel aufgeben. Schmidt, selbst Psychiater, SS-Mann und überzeugter Anhänger des Psychopathen Hitler! Als ausgezeichnete Arzt in weiten Kreisen des Rheingaus durch seine Hilfsbereitschaft und Mildtätigkeit und sein Können bei Kranken und gesunden bekannt und verehrt. Und doch ein Mann, um den das Raunen seit langem nicht verstummen will: wo bleiben die vielen Kranken, die in Hattenheim aus Güterwagen steigend in langen Zügen hinter den Mauern des Eichbergs verschwinden? Und hat nicht der Kunze heut Nacht wieder Männer gesehen, die Särge aus dem Eichberg trugen? Und der Hintze erzählt leise und sich scheu umsehend, dass in Hadamar ein neues Krematorium gebaut wurde und das sei auch schon wieder zu klein. Er weiss es aus bester Quelle: seines Freundes Bruder hat neulich mit dem Küster in Hadamar bei einem Glase Wein gegessen! Und der Dritte erzählt von einem Bekannten, den er nicht nennen will und der vom Eichberg ein Schreiben erhalten hätte, er könne die Asche des plötzlich im Eichberg an Typhus verstorbenen Veters in Hadamar gegen Entrichtung von RM. 1,-- Gebühren abholen. Dann flüstert es einer dem andern, der Fürst-Bischof von Münster sei verhaftet, der öffentlich von der Kanzel Anklage des Mordes an Kranken und Irren im Eichberg und Hadamar erhoben hätte. Und einer will seine Predigt sogar gelesen haben, die gedruckt und heimlich von Hand zu Hand ginge. So flüstern die Leute und die Menschen, die heute früh in der Dämmerung im Hofe des Klosters Eberbach in Gruppen zusammenstehen, während ich auf dem Wege zum Tale bin, wissen es auch: stumm und mit bösen Blicken verfolgen sie nun, wie Schmidt zur Flucht in das Auto steigt und wie der Wagen an der Kurve hinten am Abhang verschwindet, dort wo man die Spitze des Kirchturms von Kiedrich sieht.

Die militärische Lage hatte sich inzwischen weiter zugespitzt und es war offensichtlich, dass die Amerikaner auf dem Wege waren, den Rheingau abzuschneiden, einerseits durch den Wasserlauf des Rheins, andererseits durch den Vorstoss bei St. Goarshausen, wo sie bereits über den Rhein übergesetzt hatten und in Richtung Nastätten - Idstein - Wiesbaden vorrückten. Mit dieser

sich abzeichnenden Einschliessung kam auch die Hoffnung wieder, dass der Rheingau von grösseren militärischen Operationen verschont bleiben würde. Trotzdem nahmen aber die weiteren Ereignisse zunächst einen unerwarteten Verlauf und noch einmal schien es, dass die Gefahr in unmittelbare Nähe rückte: wir schliefen wie gewöhnlich auch in der Nacht von Dienstag 27. März auf Mittwoch auf der Hütte, als um ½ 5 Uhr in der Frühe heftig an die Tür geklopft wurde. Auf meine Aufforderung, ihren Begehrt zu melden, riefen die Männer: der Rheingau ist von der Zivilbevölkerung bis um 6 Uhr vormittags zu evakuieren! Ich stand sofort auf und trat vor die Hütte und fragte die Männer nach deren Namen und von wem der Befehl zur Räumung des Rheingaus ergangen wäre. Ich erhielt zur Antwort, dass sie im Auftrage des Ortsgruppenleiters des Eichberg, Dr. Schmidt, gekommen seien. Auf meine Frage wohin wir eigentlich gehen sollten, erwiderten die Männer, dass sie das auch nicht wüssten! Ich erklärte darauf, dass wir uns auf keinen Fall evakuieren lassen würden, sonder hier blieben, worauf die Männer sagten, dass dies auf meine eigene Verantwortung geschehe, was ich auch bestätigte. Bei den Insassen der Hütte löste die Mitteilung tiefste Bestürzung aus, alle standen sofort auf und die Frauen und Kinder sasssen in ihren Nachtgewändern auf den Stühlen und Kisten herum, einige weinten still vor sich hin. Zusammen mit Liesel machte ich mich sofort auf den Weg nach dem Rheingau, um dort an Ort und Stelle über den Stand der Dinge näheres zu erfahren. Der Mond stand noch fahl am Himmel, als wir im Eilmarsch das Bachtälchen nach Hattenheim hinunterstrebten. Im Kloster Eberbach, das wir zunächst passierten, war schon alles auf den Beinen und stand diskutierend im Klosterhof. Als wir aber nach Hattenheim kamen, lag der Ort vollkommen ruhig vor uns. Kein Mensch zeigte sich auf der Strasse und in den Häusern war es vollkommen still und ruhig, sodass bereits die ersten Zweifel über die Richtigkeit des Evakuierungsbefehls in uns auftauchte. Auf der Strasse nach Oestrich begegneten uns bei schwindender Dämmerung hin und wieder ein paar einzelne Radfahrer, sie fuhren offenbar zu früher Stunde zur Arbeit und schienen von einem Räumungsbefehl nichts zu wissen. Auch Oestrich lag still und ruhig vor uns. Ich stieg in den Keller unseres Hauses, alles schlief. Ich weckte Schnetz, der war vollständig ahnungslos und hatte während der Nacht nichts besonderes vernommen - Ich ging weiter zum Pförtnerhaus der Fabrik: der Nachtpförtner Eser wusste ebenso nichts von einem Evakuierungsbefehl, der alle in höchstes Erstaunen setzte. Es schien ein Missverständnis vorzuliegen. Für alle Fälle aber packten Liesel und ich die aus dem Wald mitgebrachten Rucksäcke mit den im Hause noch befindlichen Lebensmitteln, um sie auf die Hütte für einen längeren Aufenthalt mitzunehmen. Dann setzten wir uns zu dem inzwischen von Liesel fertiggemachten Frühstück. In diesem Augenblick stellte ich durch einen Blick durchs Fenster fest, dass die Amerikaner dabei waren, den Rheingau vom anderen Ufer aus erneut zu vernebeln, dichte weisse Wolken stiegen auf: eine neue Aktion schien sich vorzubereiten. Wir beeilten uns deshalb mit dem Frühstück und machten uns schleunigst wieder auf den Weg zum Wald hinauf,

mit unseren Rucksäcken schwer beladen und auf dem Weg jede Deckungsmöglichkeit ausnutzend.

Die von uns überbrachte Nachricht, dass im Rheingau von Evakuierungsbefehlen nichts bekannt sei, wirkte befreiend auf die Hüttenbewohner, der Ortsgruppenleiter des Eichbergs schien falsch instruiert worden zu sein. Von der Höhe des Boss aus stellte ich dann fest, dass sich die Nebel im Rheingau wieder verzogen hatten, ohne dass dort etwas besonderes sich abgespielt hätte und ich beschloss deshalb, sofort wieder in den Rheingau hinunter zu steigen, um dort die Ereignisse aus der Nähe verfolgen zu können. Gegen 11 Uhr kam ich in Oestrich zum zweiten Male an, diesmal mit dem Rad. Ich traf dort die Bevölkerung in grösster Aufregung, denn inzwischen war durchgesickert, dass ein Räumungsbefehl in Oestrich auf dem Rathause vorliege, der jeden Augenblick bekannt gegeben würde. Die Gerüchte jagten sich und die steigende Erregung machte sich heftigen und lauten Beschimpfungen der Regierung und der Partei Luft. Wiederum hatte sich durchgesprochen, dass Oestrich und der Rheingau auf alle Fälle von der Wehrmacht bis zum äussersten gehalten werden solle und Gerüchte wurden verbreitet, dass im Rheingau zum ersten Male dabei neue Waffen eingesetzt und auch Giftgase verwendet werden sollten, die Freund und Feind vernichten würden. Ich stand unter der Menschenmenge im Hofe des Burggartens und versuchte, die Leute von den unsinnigen Gerüchten abzubringen und eine ruhigere Auffassung durchzusetzen, als Wendelin Kilzer aus Winkel mit dem Rad erschien. Ich fragte ihn, ob in Winkel etwas über eine bevorstehende Evakuierung bekannt geworden sei und er teilte mit, dass dort ein öffentlicher Anschlag erfolgt sei, den er persönlich gelesen hätte und nach welchem alle Männer des Rheingaus der Jahrgänge 1898 bis 1928 aus dem Rheingau zurückgeführt werden sollten und sich dieselben bis 3 Uhr mittags bereit zu halten hätten. Von einer allgemeinen Evakuierung der Zivilbevölkerung sei aber bisher in Winkel nichts bekannt geworden. Darauf trat eine merkliche Beruhigung unter der Menge ein. Um 3 Uhr wurde in Oestrich der Volkssturm zusammengerufen, und im Fabrikhof Aufstellung genommen. Ich stellte mich dazu, um zu hören, was es nun gäbe. Als Bataillonsführer teilte Eckardt den Volkssturmmännern die Rückführung der Jahrgänge 1898 - 1928 mit, worauf ein grosser Tumult und Geschrei entstand, die jedes weitere Wort des Eckardt verschlang. Alles brüllte durcheinander und alle erklärten, dass sie dem Befehl keine Folge leisten, sondern hierbleiben würden: „Wir bleiben hier und wir schützen unsere Frauen, unsere Kinder und unser Heim!“ Dann zogen die Volkssturmmänner in ungeordneten Trupps auf die Strasse und begannen in aller Öffentlichkeit die Panzersperren abzureisen! Die Soldaten, die vorbei kamen, sahen grinsend zu! Unterdessen entstand hartnäckig das Gerücht, der Rheingau sei bereits eingeschlossen und damit die Rückführung der Volkssturmmänner unmöglich geworden. Der Bürgermeister K. entschloss sich, nach Schwalbach zu fahren zu dem zuständigen Militärkommando, um sich über den Stand der Dinge zu informieren. Da die Leute dem K. aber misstrauten und

verdächtigten, dass er die Gelegenheit nützen würde um zu fliehen, wurde ihm ein unverdächtigter Begleiter mit beigegeben. Bei der ganzen Lage war es aber offensichtlich, dass K. Zeit zu gewinnen versuchte, um einen Ausbruch der Volkswut zu vermeiden. Unterdessen hatte der Leutnant der Fallschirmjäger unter Androhung des Erschiessens erzwungen, dass die Panzersperren wieder aufgerichtet wurden, der Entschluss zur Verteidigung von Oestrich stand bei ihm, vermutlich auf Grund neu ergangener Befehle nach wie vor fest und er warnte nachdrücklich vor Sabotierung dieses Befehls. Er wies dabei auf die Vorfälle von Ingelheim hin, wo der Führer der Volkssturmarteilung auf dem Marktplatz durch SS-Trupps aufgehängt worden war, weil er eigenmächtig auf den Barrikaden die weisse Flagge hochgezogen hatte und die Amerikaner ohne Widerstand passieren liess. Am späten Abend kam K. und sein Begleiter von Schwalbach zurück mit der Mitteilung, dass der Rheingau in der Tat eingekesselt und eine Rückführung des Volkssturmes somit nicht mehr möglich sei. Nach wie vor bestand aber offenbar an die regulären Trupps noch der Befehl, Oestrich zu verteidigen.

Die Nacht von Dienstag auf Mittwoch den 28. März auf der Hütte war sehr unruhig, Hausen stand aus Richtung Eltville wiederum unter schwerem Beschuss. Am Mittwoch begab ich mich sofort wieder nach Oestrich, um die Lage fortlaufend beobachten zu können. Es schien eine gewisse Entspannung eingetreten zu sein: Die Fallschirmtruppen waren offenbar auf dem Abmarsch begriffen und zogen sich Richtung Eltville - Hausen - Schwalbach zurück, anscheinend um zu versuchen, durch eine dort noch bestehende Lücke der Einkesselung zu entgehen. Anstelle der Fallschirmjäger rückte Landsturm in die Oestricher Stellungen ein, alles ältere Männer, die einen vertrauenswürdigen und wenig kämpferischen Eindruck machten. Auch der Volkssturmführer Eckhardt machte nach den gestrigen Vorkommnissen einen weniger entschlossenen Eindruck, er klagte auch darüber, dass er von der vorgesetzten Stelle ohne jede Instruktionen geblieben sei. Von den Amerikanern hiess es, dass sie schon in Vollrads und Hallgarten seien und durch die Wälder der Rheingauer Höhen vormarschieren würden, was sich aber nicht bestätigte. Alles in allem hatte ich bereits am Vormittag den Eindruck, dass die obere Wehrmachtsführung inzwischen die Verteidigung des Rheingaus aufgegeben hatte und es seinem Schicksal überlassen.

Gegen Abend sprengte ein Trupp Soldaten im Fabrikhof eingelagerte Munition, sie bereiteten offensichtlich den endgültigen Rückzug vor. Von den Pionieren mit Leutnant Hartmann war bereits nichts mehr zu sehen, sie schienen in aller Stille abgerückt zu sein. Wie sich später herausstellte, hatten auch sie noch versucht, aus der Einkesselung über Hausen herauszukommen, was ihnen aber nicht gelungen ist, sie kamen in Gefangenschaft und nur einzelne versuchten derselben zu entgehen und bei der Oestricher Bevölkerung Unterschlupf zu suchen. Am Donnerstag Vormittag ging ich wiederum nach Oestrich hinunter, nachdem ich auch die vorangegangene Nacht in der Hütte war. Die Lage hatte sich sichtlich beruhigt und alles rechnete mit einem baldigen widerstandslosen

Einmarschieren der Amerikaner. Gegen Mittag ging ich wieder in den Wald hinaus, da zunächst besonderes nicht zu erwarten war. Die Wachendorff-Töchter waren inzwischen ebenfalls im Rheingau in Hattenheim gewesen, wo sich nach deren Erzählungen ähnliche Vorgänge sich in Oestrich abgespielt hatten und wo ebenfalls der Eindruck vorherrschte, dass die akute Kriegsgefahr für den Rheingau vorüber war. Wachendorffs beschlossen deshalb, sofort nach Hattenheim zurückzukehren, falls sich eine Transportmöglichkeit für ihren in der Hütte befindlichen Hausrat finden würde und es bot sich auch eine günstige Gelegenheit, denselben nach Hattenheim zurückzubringen durch den Bauern Horne aus Hattenheim, der mit seinem Pferdefuhrwerk und wenigen Hausrat ebenfalls vor ein paar Tagen nach der Kisselmühle seinem Freund Etingshausen geflüchtet war und der an diesem Tag ebenfalls nach Hattenheim zurückfuhr; Sutter`s wollten sich ebenso anschließen und den Rücktransport ihrer Sachen mit dem Handkarren versuchen. Bei dem allgemeinen Aufbruch kamen wir schliesslich zu dem Entschluss, auch unsererseits nach Oestrich zurückzukehren, um die Ankunft der Amerikaner im Hause selbst zu erwarten, und dieser Entschluss wurde denn auch sofort ausgeführt als kurz nach dem Essen Meister Haas in der Hütte erschien und uns mitteilte, dass das Pferdefuhrwerk mit dem Fuhrmann Winkel und Meister Wörsdorfer bereits unterwegs sei, um uns und auch seinen eigenen Koffer, den er in der Hütte sichergestellt hatte, abzuholen. Ob allerdings das Fuhrwerk noch durchkommen werde, sei ungewiss, da die Amerikaner von Geisenheim in Anmarsch gemeldet seien. Eine Stunde später kam aber das Fuhrwerk wohlbehalten an und Wörsdorfer erzählte, dass sie beim Bahnhof Hattenheim von amerikanischen Panzerspitzen überholt worden seien, die sich aber nicht um sie gekümmert hätten. Wir räumten die Hütte und fuhren hochbeladen in den Rheingau zurück. Zwischen Hattenheim und Oestrich begegneten wir mehrmals amerikanischen Spähwagen, jeweils besetzt mit zwei Soldaten, sie beachtetten uns aber gar nicht. An der Weinbergmauer des Pfaffenbergs, kurz unterhalb des Bahnhofes am Ortseingang, hatten die Hattenheimer die weisse Flagge gehisst. Ungehindert zogen nun die Amerikaner über die Strassen, auf denen ich vor wenigen Stunden noch Resten deutscher Truppen begegnet war. Flakabteilungen, die sich abmühten, ihre Geräte, Scheinwerfer und Geschütze in Sicherheit zu bringen, junge Bürschen, kaum den Kinderschuhen entwachsen, ohne Zugtiere und ohne Zugmaschinen, auf ihre eigenen Kräfte angewiesen, ein bemühender Anblick: verlassene Soldaten, Reste der einst so stolzen deutschen Wehrmacht, von den eigenen Volksgenossen im Stich gelassen. Sie werden wohl ihren Truppenteil nicht mehr erreicht haben und in Gefangenschaft gewandert sein. Wir selber erreichten ungehindert unser Haus, am Giebel flatterte die Schweizer Fahne, die Mutti schon vorher aus der Hakenkreuzflagge hergestellt und Schnetz bereits am Mittwoch Abend hochgezogen hatte. Zum ersten Mal seit 30 Jahren in Deutschland hatte ich mich damit in den Schutz des weissen Kreuzes gestellt. In der Nacht zum Karfreitag rollten schwere Transportwagen und Panzer über die

Strassen, die das Haus erzittern liessen: die amerikanische Besetzung des Rheingaus war Tatsache geworden.

Karfreitag Morgen. Nach all der Spannung der letzten Tage hatte ich das Bedürfnis nach innerer Sammlung und ging in die Kirche. Das Bethaus ist vom Luftangriff vom 2. Februar noch beschädigt, der Gottesdienst findet deswegen im Wohnzimmer von Pfarrer Hopf statt. Nur wenige Leute sind da, vorwiegend Frauen. Blass und ergriffen steht der Priester vor der kleinen Gemeinde und spricht über den Erlöser, der am Kreuze starb und wie er kurz die schicksalhaften Geschehnisse der letzten Tage erwähnt, zittert seine Stimme vor verhaltener Erregung. Das Vaterunser am Schluss des Gottesdienstes spricht er in tiefster, eindrucksvoller Demut und Gläubigkeit. Dann gehe ich nach Mittelheim: überall begegnen mir amerikanische Soldaten, Kräftig, gut aussehende Gestalten, sie lassen mich anstandslos passieren. Der Schlehdorn, an dem ich vorbeikomme, ist mit Schützengräben in mehrfacher Tiefe durchzogen, die Strasse oberhalb desselben mit Reiseren der Einsicht vom jenseitigen Ufer entzogen: getroffene Vorbereitungen, einem Angriff von Frei-Weinheim aus zu begegnen. Das Bahnhofsgebäude ist ausgebrannt, nach Aussage der einen infolge amerikanischen Beschusses, es wird aber auch davon gesprochen, dass Hitlerjugend den Bahnhof in Brand gesteckt hätte, um ihn für die Amerikaner unbrauchbar zu machen. Der Güterschuppen weist Granattreffer auf, auch die Strasse vom Bahnhof nach Oestrich, die Gartenmauer des Hauses von Stosch, ist teilweise zerstört, auch das Hess'sche Haus ist stark beschädigt. Gegen Mittag komme ich wieder nach Hause. Die Besatzungstruppen haben unterdessen an Zahl zugenommen, Teile eines Artillerie-Regimentes, ungefähr 600 Mann, die in Oestrich in Reserve-Stellung gehen. Die Ganzen Strassen stehen dichtgedrängt mit Lastwagen und Zugmaschinen, schräg unserm Haus gegenüber wird im Acker ein Fliegerabwehrgeschütz eingebaut. Die Tore der Fabrik sind aufgerissen und die schweren Lastzüge fahren in den Hof, wo die Überreste von der gesprengten Munition noch weit verstreut herumliegen. Meister Haas ruft mich in die Fabrik, ein amerikanischer Soldat oder Offizier, ich kann die Chargen noch nicht unterscheiden, fragt, was das für eine Fabrik sei, wann die deutschen Soldaten das Werk verlassen hätten und anderes mehr. Ich gebe Antwort und werde dann aus der Fabrik hinausgewiesen. Vor dem Hause Dr. Fay, bei unseren Nachbar Kunz und Karl Haas stehen Transportwagen und Soldaten, der Quartiermeister, ein amerikanischer Captain, gibt für diese Häuser in gutem deutsch Räumungsbefehl und die Bewohner werden angewiesen, die Nachbarhäuser zu beziehen. Der Captain spricht auch mich an, ich befinde mich auf der Strasse und er fordert mich kurz und bestimmt auf, die Nachbarn Kunz und Schwinn in meinem Haus aufzunehmen. Bemerkenswert ist, dass die Leute bei der Räumung nicht einfach auf die Strasse gestellt werden, sondern dass man sich um deren Unterbringung kümmert. Nach einiger Zeit erschien der amerikanische Captain von neuem vor dem Tor und begehrte Einlass, diesmal in Begleitung eines stämmigen, ziemlich verbissen aussehenden Soldaten. Er fragt: „Haben sie Waffen?“ Ich sagte: „Nein!“ Darauf er: „Dort drüben“, er zeigte auf

ein Nachbarhaus, „sagte man auch: nein, trotzdem haben wir einen Revolver gefunden.“ Ich: „Die Untersuchung meines Hauses steht ihnen frei, doch mache ich darauf aufmerksam, dass ich Schweizer Bürger bin.“ Gleichzeitig zeigte ich meinen Pass, worauf der Amerikaner sofort sehr höflich wurde und sich daraufhin verabschiedete. Dann zogen Kunz`s und Schwinn`s mit ihrem allernotwendigsten Hausrat, vor allem den Betten, in die bei uns, durch die Räumung in den Keller immer noch freistehende Wohnung und ebenso suchte noch eine alte Dame, Flüchtling aus Elberfeld, Unterschlupf bei uns. Das Haus ist auf den Kopf gestellt und 13 Personen haben Schutz unter seinem Dach gefunden. In den Nachbarhäusern sind die Soldaten eingezogen, nach Soldaten- und Siegerartdurchwühlen sie dort alle Schränke und alle Gemache: die Unordnung ist unbeschreiblich. Auch in die Fabrik sind die Amerikaner eingedrungen: sie machten vor den verschlossenen Toren kurzen Prozess und brachen dieselben auf oder durchschossen die Schlösser mit dem Gewehr, die Fabrikwache wurde nach Hause geschickt und jeder weitere Zutritt zu der Fabrik verboten. Auch mir verweigerte man zunächst den Zutritt, heimlich suchte ich aber doch am selben und nachfolgenden Tagen die Fabrik mehrmals auf, das vorgefundene Bild war nicht gerade erfreulich: im techn. Büro alle Schränke und Schreibtische offen und soweit sie verschlossen waren gewaltsam erbrochen. Der Inhalt über den ganzen Fussboden wild zerstreut, Reisszeuge, Bleistifte und anderes verschwunden. Besonders übel sah es in der Werkstatt und der Meisterstube von Haas aus: auch dort alles durcheinander und aufgebrochen, Feinwerkzeuge und Messlehren verschwunden, ein einziges Bild der Verwüstung. Dieselbe Zerstörung im Magazin in verstärkter Masse: Kisten und Kasten gewaltsam geöffnet, die Schlösser zerstört, die Regale umgestürzt, Schrauben, Schlüssel und sonstige Geräte in wildem Durcheinander auf den Boden geworfen. Überall und alles durchwühlt, nach brauchbarem oder irgendwie in die Augen stechenden, genau nach Kinderart. Auch die Kisten mit den Musikinstrumenten der Werkskapelle waren aufgebrochen, die Trompeten entwendet und wir konnten nachher die ganzen Tage den kindlichen Spass anhören, mit dem die Soldaten versuchten, auf den Instrumenten zu blasen und sich zu amüsieren. Mein eigenes Zimmer in der Fabrik war noch weitgehend verschont. Wohl sind die Soldaten unter Einschlagen des Fensters in den Raum eingedrungen, Schreibtisch und Schränke sind aber unversehrt, nur der Bücherschrank stand weit offen, entwendet wurde aber nichts und sogar die unerledigten Briefe lagen so auf meinem Schreibtisch, wie ich sie beim letzten Verlassen der Fabrik noch hingelegt hatte. Was aber die amerikanischen Soldaten sowohl in meinem Zimmer als auch in den übrigen Räumen noch zurückgelassen und geschont hatten, verwüsteten und zerstörten wenige Tage später der eindringende Mob, Oestricher Bevölkerung, und ausländische Arbeiter, insbesondere die Russen, davon werde ich aber später noch erzählen. Samstag, 31. März: gestern Vormittags habe ich in der Garage am Auto und am Motorrad von Hans das Schutzschild des Konsulats angebracht und die Fahrzeuge damit als schweizerisches Eigentum gekennzeichnet. Als ich im

Laufe des Mittags an der Garage vorbeiging, war dieselbe aufgebrochen und amerikanische Soldaten machten sich an der Motorfeuerspritze der Fabrik zu schaffen und warfen dabei alles auf den Boden, was sie zunächst in die Hände genommen hatten. Der graue Adler-Wagen der Fabrik war vor die Garage geschoben, mein eigener Wagen und das Motorrad unberührt. Heute Vormittag ging ich wieder an der Garage vorbei, sie stand immer noch weit offen. Soldaten waren aber nicht zu sehen und das Motorrad von Hans war verschwunden. Ich suchte sofort die Kommandantur im Hotel Schwan auf und fragte nach dem Kommandanten. Kurze Zeit darauf erschien ein schlank gewachsener, gut aussehender junger Offizier, der, wie sich bald zeigte, fließend französisch sprach und dem ich den Fall mit dem Motorrad vorbrachte. Bald darauf erschien auch der Kommandant, ich wies mich als Schweizer Bürger aus, legte den Sachverhalt nochmals in französischer Sprache dar, den der junge Offizier in englisch übertrug, man versprach mir, nach dem Verbleib des Motorrades zu forschen und im übrigen dafür zu sorgen, dass mein Eigentum vor Zugriffen der Soldaten verschont bliebe. Der junge Offizier bat mich höflich, den Vorgang zu entschuldigen und wir verabschiedeten uns. Durch einen Zufall hörte ich kurz darauf, dass die Mutter des jungen amerikanischen Offiziers eine Welschschweizerin sei! Das hatte er mir allerdings selbst nicht verraten, als ich ihn im Verlaufe des Gesprächs gefragt hatte, woher er sein ausgezeichnetes französisch spreche. Was die Amerikaner zur Wiederbeibringung des Motorrades unternommen haben, weiss ich nicht, Tatsache ist jedoch, dass dasselbe kurz hinterher sich in der Nähe der Garage wiederfand, die Soldaten hatten mit dem Rad Fahrübungen gemacht und dasselbe allerdings erheblich beschädigt. In der Garage selber sah es im übrigen beinahe noch schlimmer aus als in der Fabrik, besonders in der kleinen Werkstatt, die zur Garage gehört, sah es schliesslich aus: die Türe eingeschlagen, die Werkbänke und Schränke aufgebrochen, der Inhalt in wüsten Haufen auf den Fussboden geworfen, und darauf herumgestampft; ob und was von den dort vorhandenen Dingen fehlt und mitgenommen wurde, konnte bei dem unglaublichen Durcheinander noch gar nicht festgestellt werden. Es sieht so aus, als hätten Kinder in unverstandenem Zerstörungsdrang ihr Spielzeug zerstört, und um sich herumgeworfen, sich an der entstandenen Unordnung freuend und ohne schlechtes Gewissen. Beim Abzug der Amerikaner nahmen sie die Motorfeuerspritze mit, den grauen Adler-Wagen, den sie benutzt hatten, liessen sie aber zurück.

Heute wurden die ersten Verordnungen der Amerikaner ausgerufen und angeschlagen: Aufforderung zur Ablieferung sämtlicher Waffen und Hakenkreuzfahnen, Ausgehverbot zwischen 7 Uhr abends und 8 Uhr vormittags. Gleichzeitig wurde durch öffentlichen Aufruf nach dem Bürgermeister K. gesucht. Er war seit einigen Tagen schon, gleich bei dem Einrücken der Amerikaner, spurlos verschwunden, mit ihm zusammen T., während die übrigen Parteigenossen im Orte geblieben waren, darunter auch Herr Kl., der sich sogar sofort aufs Rathaus begab, um die Verwaltung der Gemeinde weiter zu führen. Über den Verbleib von K. gingen die widersprechendsten Gerüchte, nach den

einen soll er sich sogar im Orte versteckt haben. Im Verlaufe des Mittags wurden dann weitere Parteigenossen, R., A., S. und Sch. von den Amerikanern festgenommen, wenige Stunden darauf aber wieder freigelassen, es machte den Eindruck, als seien die Amerikaner über die örtlichen Verhältnisse gut orientiert, Spitzel sind am Werk und es werden auch bereits Namen solcher genannt: Oestricher Einwohner! So wenig ich mit den Parteibonzen Bedauern habe, so übel wird es mir, wenn ich die Namen der Spitzel höre! Vermutlich werden sie aber nach dem Sprichwort enden: „Der Mohr hat seine Pflicht getan, der Mohr kann gehen.“

Ostersonntag, 1. April: Das Strassenbild wird beherrscht durch die amerikanischen Soldaten, es ereignet sich aber nichts besonderes. In den Quartieren benehmen sich die Soldaten korrekt und höflich, dort wo die Bewohner in den Häusern neben der Einquartierung bleiben konnten, nehmen sie sogar ausgesprochen Rücksicht auf dieselben und selbst Hausfremde haben ungestörten Zutritt. Die Bevölkerung auf der Strasse bleibt völlig unbeachtet und unbelästigt. Kinder treiben sich an den Wagen und den Standorten der Amerikaner herum, die Soldaten versuchen, sich mit ihnen zu unterhalten, die Kinder betteln und erhalten von ihnen Schokolade und andere Esswaren. Gegen Abend gehe ich erneut zur Garage und finde sie verschlossen. Am Vorabend hatte ich ein neues Vorhängeschloss angebracht, den amerikanischen Soldaten, die andernfalls doch wieder aufgebrochen hätten, einen Schlüssel in die Hände gedrückt und sie gebeten, die Garage verschlossen zu halten, was sie auch zusagten und auch hielten. Ich schliesse auf, mache ein paar Schritte in das Halbdunkel der Garage und fühle den Fussboden unter mir weichen: die Soldaten hatten die Bretterabdeckung der Reparaturgrube entfernt und ich stürzte in die Grube. Nun liege ich im Bett mit blutendem Schienbein, geprellter Hüfte und gebrochenen Rippen, jede Bewegung schmerzt, ich kann kaum liegen.

Ostermontag, 2. April: Die Amerikaner ziehen ihre Transportwagen und ihre Geschütze aus den Höfen. Das Flakgeschütz von gegenüber wird abgebaut, sie bereiten offenbar ihren Abmarsch vor. Gegen Abend verschwinden sie denn auch, beinahe so schnell und unmerklich wie sie gekommen sind. Ich hatte vom Bett aus angeordnet, diesen Augenblick genau zu beobachten und sofort nach dem Verlassen der Fabrik durch die Amerikaner eine Wache in die Fabrik zu legen, um den zu erwartenden Pöbel und Plünderern den Eintritt zu verwehren. Diese Vorsichtsmaßnahme erwies sich auch als nur zu notwendig: Kaum hatte der letzte Amerikaner das Fabriktor verlassen, so drang der Oestricher und allen im einzelnen wohlbekannte „Zores“, darunter auch viele Kinder in die Fabrik ein, wurde aber sofort durch die Wache wieder hinausgefeuert. Aber gleichzeitig geschah etwas, womit ich nicht gerechnet hatte: ein Teil der ausländischen Arbeiter, an der Spitze die Russen, erschien in der Fabrik und nahm der Wache gegenüber eine drohende Haltung an, worauf sich dieselbe zurückzog! Die ausländischen Arbeiter standen seit dem Stillstand der Fabrik, also seit einigen Wochen, nicht mehr bei uns in Arbeit, sondern waren ebenso wie unsere

deutsche Belegschaft von der Reichsbahn übernommen worden, und in Rüdesheim zur Behebung der fortlaufenden Fliegerschäden am Bahnkörper eingesetzt. Sie wohnten aber auf ihren eigenen Wunsch immer noch in unserem Lager und wir hatten auch die Verpflegung weiter übernommen, alles in der wohlgemeinten Absicht, das Los der Ausländer zu erleichtern und dieselben nicht noch einmal ins Ungewisse auf die Landstrasse zu schicken. Als die Kriegslage im letzten Drittel des März für den Rheingau kritisch zu werden begann, wurde natürlich in der Fabrik die Frage erörtert, was mit den ausländischen Arbeitern beim Näherrücken der feindlichen Truppen zu geschehen hätte, die um so mehr, als unsere Lebensmittelbestände für die Lagerverpflegung zu Ende gingen, neue Zuteilungen aber bei dem wachsenden Durcheinander und dem Versagen aller Transportmittel nicht zu erwarten waren. Seit längerer Zeit schon lag eine geheime Verordnung der Gestapo vor, im Falle der Feindannäherung sämtliche Ausländer aus der Gefahrenzone wegzuführen, nähere Weisungen sollten im Bedarfsfalle noch von der Gestapo ergehen und ebenso der Zeitpunkt der Rückführung der Ausländer festgelegt werden. Über dem Rhein und auch in der Gegend von Rüdesheim scheinen diese Verordnungen auch zur Durchführung gekommen zu sein, den schon seit längerer Zeit zogen immer wieder lange Kolonnen von Ausländern auf der Strasse in Richtung Eltville: armselig gekleidete Männer, ihr wenig Hab und Gut in einem Sack auf den Armen und Rücken, den Knüppelstock in der Hand, Frauen, sich hinschleppend und beinahe zusammenbrechend unter der Last ihrer paar Habseligkeiten, an der Hand kleine Kinder führend oder sie auf den Armen und Rücken tragend, hin und wieder sie auch im Kinderwagen vor sich her schiebend: Elendszüge armer geplagter Menschen, in der Welt herumgeschoben von Ort zu Ort, wie Zigeuner und Verbrecher bewacht von Polizei und bewaffneten Parteifunktionären, zu Hunderten in den Nächten in schlechten, schnell hergerichteten Massenquartieren ohne Lagermöglichkeiten untergebracht und nur nutdürftig ernährt: eine mitleiderregende Völkerwanderung, die aber auch manche mit geheimen Schrecken daran denken liess, dass der Tag nahe sein könnte, wo wir alle, die ganzen Dorfeinwohner, innerhalb weniger Stunden ins Ungewisse auf se Strasse geschickt würden, wie die vorbeiströmenden Elendszüge, fort aus der sich immer schneller nähernden Kriegszone. Ich war entschlossen, wenn immer möglich, unseren ausländischen Arbeitern dieses Schicksal zu ersparen, sie hatten seit über 2 Jahren in der Mehrzahl der Fälle die ihnen zugewiesene Arbeit willig und rechtschaffen ausgeführt. Ein Befehl zur Wegführung der Ausländer lag von der Gestapo immer noch nicht vor, gegenüber einigen Heissspornen aus der Partei und ihr nahestehenden Kreise, die die Wegführung forderten, trieb ich eine Verzögerungstaktik von dem Lagerführer Klar verständnisvoll unterstützt. Mit den ausländischen Arbeitern nahm ich im Geheimen Fühlung, legte ihnen die Lage dar, wies insbesondere auch auf die Ernährungsschwierigkeiten hin, die wir schliesslich so lösten, dass wir die Ausländer einzeln als Arbeitskräfte bei den Bauern unterbrachten und darauf die Lagerküche bei völlig leeren

Lebensmittelmagazinen schliessen konnten. Mit allen diesen Mitteln gelang es dann immer wieder, auch über die kritischen Tage hinzukommen, in denen die Zwangsevakuierung der Ausländer unmittelbar drohte, bis dann schliesslich die Amerikaner erschienen und damit die Gefahr endgültig vorüber war. Meine Bemühungen scheinen aber nicht bei allen Ausländern, den restlosen Dank gefunden zu haben: Ich erzählte schon, dass sich ein Teil derselben beim Einmarsch der Amerikaner als Herren fühlten und daraus auch keinen Hehl machten: zunächst jagten sie die Lagerwache zum Teufel, betranken sich sinnlos, wagten aber nicht, irgendwie zu demonstrieren solange amerikanische Truppen im Orte lagen, da sie sich doch offenbar über deren Haltung in einem solchen Falle nicht ganz sicher fühlten. Als der Amerikaner aber am Montag seine Truppen zurückzog und abmarschierte, drangen sie wie wilde Horden, die Russen voran, in die Fabrik ein, bedrohten die Fabrikwache und zerstörten oder stahlen dann, was die Amerikaner noch übriggelassen hatten. Besonders in den Laboratorien wühlten und zerstörten sie sinnlos wertvolle Apparate und Geräte: das schöne kostbare Mikroskop von Leitz, die elektrischen Jonometer, zerbogen mit roher Hand die Waagebalken der empfindlichen analytischen Waagen, stahlen was sie habhaft wurden, Handtücher, Labormäntel, Salben. Genau so hausteten sie im Magazin. Was ihnen in die Hände fiel und im Augenblick brauchbar schien, nahmen sie mit, um es im nächsten Augenblick dann von sich auf die Strasse zu werfen. Auf den Strassen hielten sie Radfahrer an, bedrohten sie und nahmen deren Räder mit, liessen aber in den meisten Fällen sofort davon ab, wenn sich der Besitzer nicht einschüchtern liess und Widerstand leistete. Rädelführer bei der ganzen Aktion waren weniger unsere eigenen Russen, als solche, die in diesen Tagen von allen Seiten zugeströmt kamen, über 100 Russen hielten sich zeitweise im Lager auf und nächtigten dort, woher sie kamen und wohin sie wollten, wusste kein Mensch, anscheinend waren sie auf einer wilden Wanderschaft nach dem Osten, der russischen Front entgegen, machten auf dem Wege dahin in den Fabriklagern Zwischenstation, plünderten und marodierend. Kaum jemand wagte, ihnen entgegenzutreten und nach den Vorgängen in der Fabrik war es auch nicht mehr möglich, eine Fabrikwache zusammenzustellen. Niemand fand sich dazu bereit, aus Angst vor Zusammenstössen und in der Ungewissheit, auf wessen Seite sich in einem solchen Falle die Besatzungsmacht stellen würde. Weniger aufsässig benahmen sich die westlichen Arbeiter, wenn schon auch hier einige fremde Scharfmacher auftauchten, sie wurden aber im Ganzen genommen durch ihre ruhigeren Landsleute in Schach gehalten. Ein grösserer Teil der westliche Arbeiter waren im übrigen bereits mit Hilfe der Amerikaner in ihre Heimat oder Sammellager abgereist und auch die Russen beginnen sich langsam zu verlaufen, Richtung Frankfurt, befürchtete weitere Zwischenfälle sind nicht eingetreten und die Gefahr wird endgültig vorüber sein, sobald die Besatzungsmacht die Ordnung in die Hand genommen hat, die Vorbereitungen dazu sind bereits in Gange. Deutsche Polizei ist natürlich nicht mehr vorhanden und jeder Schutz hatte damit in der Interimszeit aufgehört zu existieren.

3. April: Ich liege immer noch im Bett und kann mich infolge des Sturzes kaum rühren. Da meldet sich der Medizinalrat Dr. Nordmann aus Rüdesheim und bittet um eine Rücksprache. In seiner Begleitung befindet sich der Bürgermeister Bausinger von Rüdesheim, den ich bereits durch mehrfache telefonische Gespräche in den vergangenen Wochen ebenfalls kennengelernt hatte. Dr. Nordmann erklärte mir, dass Bausinger von den Amerikanern zum Landrat bestellt worden sei und zunächst die Aufgabe habe, in den Gemeinden neue Bürgermeister zu bestellen, die der Partei fern stehen würden, er bat um Rat, wer für diesen Posten in Oestrich infrage kommen würde. Ich stellte mich auf den Standpunkt, dass dafür in erster Linie ein Bauer in Betracht komme, mit denen ich aber wenig Fühlung hätte, und riet deshalb zunächst einmal, mit unserem Werkmeister Haas in Verbindung zu treten, der die Verhältnisse Oestrichs in dieser Beziehung besser kennen würde und ein charakterfester Mann sei, der sich in den ganzen Jahren der Herrschaft der Nationalsozialisten in deren Beurteilung nie habe beirren lassen. Es stellte sich dabei heraus, dass die Besucher über die Persönlichkeit von Haas bereits Bescheid wussten, es scheint, dass man in Rüdesheim die schwarze Liste der Partei gefunden hat, die ja, wie ich längst wusste, auch mein Name zierte und offenbar stand auch Haas dabei. Die beiden Rüdesheimer Herren suchten Meister Haas auf, der mir dann später berichtete, dass dieselben ihm den Auftrag hinterlassen hätten, bis zum Abend einen geeigneten Mann als Bürgermeister vorzuschlagen. Meister Haas war derselben Ansicht wie ich, dass dies am besten ein Bauer sein würde, wenn nicht dann ein selbständiger Geschäftsmann und wir stellten eine Liste von in Frage kommenden Männern auf. Meister Haas übernahm es, mit denselben zu verhandeln und wir waren uns auch darüber einig, dass, wenn sich niemand anderes finden würde, dann auch der alte Bürgermeister Becker in Betracht gezogen werden sollte, trotz der damit verbundenen Bedenken hinsichtlich seines vorgerückten Alters. Es galt, schnell zu handeln, denn schon vor einiger Zeit war mir zu Ohren gekommen, dass sich bereits gewisse Kreise im Geheimen mit der Nachfolge der Nazis beschäftigen würden, falls es zum Umsturz kommen sollte. Wer dahinter steckte, konnte ich damals trotz meiner Bemühungen nicht erfahren, jetzt aber wusste ich, dass im Untergrund kommunistische Kreise ihre Zeit für gekommen hielten, dieser Gefahr musste unter allen Umständen zuvor gekommen werden. Meister Haas erfüllte seinen Auftrag ausgezeichnet. Während zweier angestrengter Tage war er dauernd unterwegs und verhandelte mit allen in Erwägung gezogenen Persönlichkeiten, von denen sich aber leider keiner entschliessen konnte bis auf den früheren Bürgermeister Becker. Haas fuhr sofort mit dem Rad nach Rüdesheim, erstattete bei Dr. Nordmann Bericht über das Ergebnis seiner Bemühungen, machte auf die bestehende Gefahr einer anderen unerwünschten Ernennung aufmerksam, die Kommunisten hatten inzwischen mit der Besatzungsmacht Fühlung genommen, auch die Spitzel stammen aus ihren Kreisen, worauf ihm zugesichert wurde, dass die Ernennung von Becker zum Bürgermeister noch am selben Tage erfolgen würde. Meister Haas erklärte sich zur Übernahme der Stellvertretung

des Bürgermeisters bereit, sodass hinter Becker eine energische Persönlichkeit steht. Anschliessend an die Rücksprache in Rüdesheim begab sich Haas sofort aufs Rathaus in Oestrich, wo der Interimbürgermeister Klar soeben in Gegenwart des Gemeindeschreibers Holzbeck mit einem Vertreter der Kommunisten verhandelte und dabei einen ziemlich hilflosen Eindruck machte. Haas erklärte, dass in den nächsten Stunden der Landrat Bausinger auf das Rathaus kommen und Becker zum Bürgermeister einsetzen würde. Alles schwieg betroffen, Meister Haas machte kehrt und verliess das Rathaus und ging nach Hause, ebenso Holzbeck: das alte Regime strich die Segel und verschwand. Nach wenigen Stunden erschien der Landrat, vollzog die Ernennung von Becker zum Bürgermeister, der seit heute Mittag, 5. April nachmittags 4 Uhr wieder im Rathaus auf seinem früheren Posten sitzt, von dem ihn im Jahre 1933 die Nationalsozialisten mit Gewalt und Schlägen vertrieben hatten. Dem Bürgermeister beigegeben und von Meister Haas organisiert ist ein vorläufiger Beirat aus Bauern, Arbeitern und Geschäftsleuten, alles Namen, die unbelastet durch die Herrschaft des 3. Reiches geblieben sind.

Die Amerikaner haben an die neuen Bürgermeister bereits strenge erste Anweisungen gegeben: Ausschaltung aller Parteiangehörigen auch aus untergeordneten Stellen, Gewährung vollständiger Religionsfreiheit, sofortige Aufstellung einer Sicherheitspolizei und Garantie für Ruhe und Ordnung. Sämtliche dazu notwendige Massnahmen sind bereits im Gange. Durch schnelles Handeln ist vermieden worden, dass die Herrschaft der Nazis durch eine Herrschaft ihrer Brüder, der Kommunisten, abgelöst wurde. Bei allen diesen Massnahmen, bei deren Durchführung sich Meister Haas grosse Verdienst erworben hat, handelt es sich natürlich nur um vorläufige, die endgültigen Regelungen werden noch kommen und es ist zu erwarten, dass diese endgültige Regelung durch öffentliche Wahlen erfolgen wird.

Entgegen aufgetauchten Gerüchten ist in Oestrich noch keine amerikanische Zivilverwaltung auf dem Rathause eingetroffen, Soldaten sind zur Zeit auch keine mehr da, doch sind neue Ausgangsbeschränkungen verfügt, die einschneidend sind: die Strasse darf nur vormittags zwischen 8 und 10 und mittags zwischen 4 und 6 Uhr betreten werden. Eine motorisierte Patrouille sorgt für die Innehaltung der Verordnung und hat Weisung, auf jeden zu schiessen, der sie übertritt. Jedes Verlassen des Ortes ist zudem verboten.

6. April: Sämtliche Männer unter 50 Jahren sind heute auf den Marktplatz zusammengerufen und grösstenteils mit Autos dorthin abgeholt worden: Wehrpassüberprüfung. Bei dieser Gelegenheit wurden alle Parteigenossen aus den andern ausgesondert und einer nach dem andern auf dem Rathaus verhört, währenddem die übrigen auf dem Platze vor dem Rathaus unter Bewachung amerikanischer Soldaten dauernd strammstehen mussten; die Prozedur dauerte volle 5 Stunden. Besonders hergenommen wurde dabei der Stellvertretende Bürgermeister Kl., der während der ganzen Zeit für sich allein an die Mauer des Gasthauses Krone, Gesicht gegen die Wand, gestellt wurde.

9. April: Die Amerikaner lassen Erhebungen machen über die Möglichkeit, die Fabriken wieder in gang zu setzen. Sie scheinen grossen Wert auf baldige Normalisierung zu legen. Bei dem allgemeinen Durcheinander, den Transportmöglichkeiten u. a. mehr ist zunächst aber die Wiederaufnahme der Betriebe völlig ausgeschlossen. Elektrischer Strom ist immer noch nicht da: die elektrisch angetriebenen Knetmaschinen der Bäcker liegen still, die Bäcker bewältigen die Arbeit der Teigbereitung von Hand nicht, wodurch die Brotversorgung trotz noch vorhandener Mehlvorräte unzureichend ist: stundenlang stehen die Leute vor dem Bäckerladen Schlange, ohne dass alle Brot bekommen.

10. April: Seit gestern läuft Dr. Fay ohne Schurrbärtchen in der Weltgeschichte herum und das kam so: er wurde auf der Strasse von amerikanischen Soldaten angehalten und von denselben heftig gestikulierend aufgefordert, seinen Schnurrbart zu entfernen. Fay lachte und hielt die ganze Sache für einen Witz, worauf die Amerikaner wütend wurden, bis sich Frau Fay ins Mittel legte und feststellte, dass das Schnurbärtchen tatsächlich wegmüsse, weil es ein Hitler-Schnurbärtchen sei! Also wurde die Manneszierde wegrasiert und der Friede war wieder hergestellt. Überschrift: „Wer lacht mit!“ Am meisten Dr. Fay.

11. April: Öffentliche Bekanntmachung an sämtlichen Anschlagstellen der Gemeinde: „Auf Anordnung der amerikanischen Behördenmüssen Schnurbärte (Fliege wie Adolf Hitler) umgehend beseitigt werden, oder sie sind breit wachsen zu lassen.“ Die Oestricher Männer stehen also vor der Qual der Wahl: Hindenburg- oder Kaiser Wilhelm II- Schnauz (Marke es ist erreicht!) oder aber auf gänzlichen Verzicht der männlichen Schönheitsattribute!

Auch das verdanken wir dem Führer.